This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

8237.57

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Brennert

Mode worte

Hans Brennert

Modeworte

Aus dem Mitteleuropäiſchen

Berlin W
F. Fontane & Co.
1898

~~82 2.72~~ 3 8237.57

HARVARD COLLEGE
AUG 15 1905
LIBRARY.

Minot Fund

Alle Rechte
vorbehalten

Friedrich Dernburg

gewidmet.

Zueignung.

Gastlich haben Sie im vorigen Hochsommer jene teils noch fröhlich blühenden, teils schon versteinerten Sprachblumen, mit denen sich dieses Buch beschäftigt, unter Ihren freundlichen Schutz genommen: im „Berliner Tageblatt" ließen Sie diese Wildlinge unserer Muttersprache in alle Welt hinausreisen.

Heut bringe ich sie Ihnen abermals, zum Strauß gebunden, als Buch, und sende sie in Ihr stilles Haidehaus mit dankbaren herzlichen Grüßen.

Zum ersten Mal' erscheinen hier Worte und Wendungen heiter verewigt, die der Sprachforscher späterer Tage in den Schriftdenkmälern unserer Zeit wahrscheinlich nicht vorgefunden hätte.

Auf dem breiten Flusse der Alltagssprache trieben zahllose dieser bunten Redeblumen wurzellos dahin, von kundiger Hand ungesammelt; aber auch in dem Schlick der Schriftsprache lag, schon versandend, manches Wort begraben, das hier nun wieder zu fröhlicher Urstand an das Licht gefördert ist.

Aber nicht in Gestalt eines sinnenden Wörterbuchs, das Geist und Geschichte aller dieser Worte und Wendungen wissenschaftlich verzeichnet, sondern in leicht umrissenem Stimmungsbilde glaubte ich sie zusammenhängend für unsere und spätere Zeit einfangen zu sollen — „beispielmäßig" wie der Dusterer im ‚G'wissenswurm' sagt . . .

Schwierig war es manchmal auf dem goldnen Mittelweg zu bleiben zwischen den Höhen, in denen die ‚Geflügelten Worte' schweben, und jenen Tiefen, in denen die Pilze des Gassenhauerslang gefährlich sprießen. Aber daß der deutsche Sprachgeist ein grandioser Schelm ist — diese Thatsache werden hoffentlich auch diese dem Sprachgeist unserer Tage abgelauschten „Modeworte" kräftig künden.

Also wandere dieses kleine Buch hinaus in Ihren Grunewald! Möge ihm dort leuchten, bei seiner Ankunft, wie auch auf allen seinen weiteren Pfaden: Meister Goethes „rosenfarbenes Frühlingswetter!"

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Berlin, Ostern 1898. Hans Brennert.

Modedeutsch.

Modeworte!

Modeworte? —

Mit Modeworten ſind *nicht* die ‚geflügelten Worte' gemeint, die aus Citaten dichteriſcher Sentenzen oder Redensarten und Sprichwörtern beſtehen. Vielmehr jene Worte, die unſerem Sprachſchatz längſt angehören, aber plötzlich in die Mode kommen und zu Lieblingsworten werden, weil ihnen der unermüdliche Gebrauch die erhoffte erheiternde Wirkung ſchließlich erwirkt hat. Aber auch ernſte Modeworte giebt es, die aber von ihrer feierlichen Höhe ſchließlich doch herunterpurzeln und am Ende nur mitleidiges Lächeln wecken, nachdem ſie zuerſt von allen Gebildeten der Nation in Andacht vernommen waren. Alſo Modeworte! *Nicht* etwa: *Geflügelte Modeworte!*

Unmittelbar nach dem Erſcheinen dieſer unſerer Modeworte in der Preſſe hat ſich ein fröh-

licher Mime ernſthaft als Sprachforſcher aufgethan und merkwürdiger Weiſe in längeren Sätzen auch noch die ‚Geflügelten Modeworte‘ entdeckt.

Als wir das Wort „Modeworte“ fanden, waren wir erfreut, den Ausdruck für eine Erſcheinung zu haben, die bis zu einem gewiſſen Grade jene Erſcheinung ablöſte, die Büchmann ſo glänzend verewigt hat — den Ausdruck aber auch, der zugleich beſcheiden die Grenze andeutete, zwiſchen Büchmanns ungeheuerem Gebiet und dem ſchmalen Anger deutſcher Sprache, auf dem die Modeworte wachſen. Die in „Geflügelte Modeworte“ liegende contradictio in adjecto einerſeits und die darin beliebte Verſchmelzung der glänzenden philologiſchen Idee Büchmanns und unſeres doch unwiſſenſchaftlichen Laieneinfalls andererſeits erſcheint etwas verſtiegen.

Das Modewort liegt alſo auf dem langen Wege vom übermütigen „Bierausdruck“ bis zur gebildeten Phraſe. Es iſt ja bekannt, wie ſelbſt mit ganz fachwiſſenſchaftlichen Ausdrücken ſo lange jongliert wird, bis ſie ſogar in die Mundart der Ungebildeten übergehen, bis ſie ungeheure Heiterkeit in allen Schichten wecken: vergleiche die Theorieen von der Kochſchen Lym-

phe, von den Bazillen, und die Theorie der X-Strahlen, die ſich ſämtlich erſt ehrfürchtiger Begeiſterung erfreuten, dann aber als Modewort zu einer tollen Volksbeluſtigung auswuchſen ...

Aber zunächſt wollen wir die urſprünglich harmloſen oder harmlos gebildeten Worte unterſuchen, die ſich von beſcheidenem Platz zu luſtiger Höhe emporgeſchwungen haben.

„Schon“ wird man wiſſen, welche Worte gemeint ſind. „Schon“ iſt nämlich ein ſolches Wort. Wer hätte von dem harmloſen Wörtchen „ſchon“ geglaubt, daß es einmal ſo epidemiſch auftreten könnte. Irgend ein Menſchenfreund, der viel Zeit hatte, muß ſich ſeiner liebevoll angenommen haben. Ich kenne Leute, die jeden Satz mit dem Worte „ſchon“ einleiten. — „Schon“ werde ich noch einen Schoppen trinken! — „Schon“ werde ich mir eine Droſchke „kaufen“! — „Schon“ iſt Kainz der bedeutendſte Schauſpieler ... — Es iſt unglaublich, wo dieſes unſcheinbare Wort überall hinpaßt. Als man es vor ſechs oder ſieben Jahren zuerſt hörte, — es kam wohl aus der Seeſtadt Hamburg — da wirkte es geradezu nervenſtärkend. Selbſt ganz harmloſe Köpfe, deren Unterhaltungsgabe anerkannt mäßig war, gewannen dadurch ein humoriſtiſches Pro-

ſil; und es iſt überhaupt ein charakteriſtiſches Merkmal dieſer Worte, daß ſie ihren Kolporteuren den meiſt ganz ungerechtfertigten Ruf eines originellen Geſellſchafters eintragen. So gibt es manchen Erdenpilger, welcher es nicht für einen Raub hält, auf das Präfixum „Ober —“ zu reiſen. Dieſes Hilfswort iſt zweifellos ein Ableger des einſt ſehr beliebten Wortes „oberfaul“. Es iſt aber auch möglich, daß der Landesbrauch, den Zahlkellner mit „Herr Ober—“ anzurufen, den extenſiven Gebrauch dieſer Silben gezeitigt hat. Alſo man ſpricht heut zu Tage ganz ernſthaft von ſeinem Freunde „Obermüller“, die Droſchkenkutſcher nennt man luſtig „Herr Oberkutſcher“ und ſeine Berufsgenoſſen „Herr Oberkollege“!

Es iſt förmlich — — ja, „förmlich“ iſt ja auch ein ſolches Wort, das in ſeinem Sinn ganz entartet iſt. Es würde „förmlich“ eine Lebensarbeit ſein, die Geneſis dieſer Sprachperle zu ergründen. Man könnte „förmlich“ verzweifeln, daß es ſelbſt dem findigſten Germaniſten kaum gelingen wird, die Schatten aufzuhellen, die ſich über die Herkunft des „förmlich“, dieſes Lieblings der Nation, dick gelagert haben.

Die Urheber ſolcher Worte ſind ohne Zweifel originelle Käuze. Aber ſie bleiben meiſt im Dunkeln. Man weiß nicht, von wannen dieſe Worte kommen. Man kann aber beobachten, wie ich nachher noch ausführlich zeige, daß ſie häufig akademiſchen Kreiſen entſtammen, da ſie zuerſt meiſt in gebildeten Kreiſen graſſieren; aber auch aus der Volksſprache ſteigen ſolche Worte herauf und richten im feinen Konverſationston die fürchterlichſten Verheerungen an. Ich erinnere beſcheiden an das unſelige „M. W. machen wir . . . .“

Geradezu unglaublich aber iſt es, daß ſich manche dieſer Worte ſogar in der Schriftſprache feſtgeſetzt haben. Das ſchöne Wort „ſelbſtredend“ — es zählt etwa zwanzig Lenze — iſt vollkommen ſchriftfähig; es wurde eben ſo häufig gebraucht, daß es ſeinen erheiternden Eindruck einbüßte und ſchließlich vollkommen mumifiziert iſt.

Jedenfalls iſt die Mitwelt den Urhebern dieſer Worte zu gewiſſem Dank verpflichtet. Zweifellos ſind es geborene Humoriſten, die ſich in unſerem geliebten Deutſch auskennen und aus ihm ungeahnte Wirkungen herauszuſchlagen wiſſen. „Wiſſen“ war auch übrigens unlängſt

Mode: „Ich werde jetzt einen Brief zu ſchreiben wiſſen.“ „Ich werde jetzt zu bezahlen wiſſen . . .“

Unſere lieben Leutnants haben in ihren Mußeſtunden auch ſchon manche ſchöne Wortblüte gezüchtet. Über das Wort „ſchneidig“ ließen ſich Bände ſchreiben: es iſt über den Erdball verbreitet. Und die Volkstümlichkeit des Wörtchens „feudal“ iſt „effektiv“ (noch immer hochmodern!) „gletſcherhaft . . .“ Oder auch „faktiſch unheimlich!“

Und können wir hier jenes berühmte Wort vergeſſen, das Wort „tadellos“ (in allen Klangfarben), deſſen Brauchbarkeit ins Unermeſſene geht, das ich zuerſt aus dem Munde eines militäriſchen Vetters vernahm, — ich weiß es noch wie heute — und ich darf geſtehen, die Wirkung war „pyramidal“! Es wäre ſonſt auch „einfach ſcheußlich“ geweſen . . . Die „Fliegenden Blätter“ geſtatten hier übrigens eine glänzende Blütenleſe.

Daß eine Thatſache „nackt“ ſein kann, hat ſicher ein Gelehrter entdeckt; daß aber eine Geſchichte ſich rühmen könne, „haarig“ zu ſein, iſt doch eine ſehr befremdende Behauptung.

Entſchieden philiſtröſen Urſprungs ſind die beliebten Wörtchen „verpulvern“ und „vermöbeln“;

und vollends die zarten Umbildungen des ſchönen deutſchen Wortes „verrückt“ ſind wahre Perlen ſprachſchöpferiſchen Bierbankgeiſtes: „verdreht“, „verbohrt“, „vernagelt“, „übergeſchnappt“ und das augenblicklich ſehr moderne „überkandidelt“, wie ſpießbürgerlich und vormärzlich muten ſie an, wenn ihnen auch eine gewiſſe Schlagkraft nicht abzuſprechen iſt. Und ſtatt des einfachen Wortes, „ja“ unermüdlich mit den Worten „Sache!“, „Sicher!!“, „Immer!!!“ zu arbeiten, iſt eine freundliche Sitte, die wir wahrſcheinlich lachenden Weißbierphiloſophen verdanken. Auch das zu Tode gehetzte „Kaum!“, das kategoriſche „Ent oder weder“ und das geradezu verblüffende „Nichtsdeſtotrotz“ ſind glänzende Bildungen: den älteſten Semeſtern verklärt ſich noch heut das Männerantlitz, wenn dieſe alten Klänge ſie umplätſchern.

Unſere jungen Damen leiſten übrigens auch Hervorragendes in charakteriſtiſchen Worten. Aber während ſie ſonſt in Modeſachen wenig konſervativ ſind, in Sachen der Sprachmode ſind ſie noch immer ſo genügſam wie vor zwanzig Jahren. Das Wort „ſüß“ ſcheint geradezu unſterblich zu ſein. Mit den Wörtchen „himmliſch!“, „feenhaft!“, „reizend!“ beſtreiten ſie die

Unterhaltung während einer vierſtündigen Wanderung durch die Kunſtausſtellung. Der einfache kontradiktoriſche Gegenſatz zu genannten Jubellauten ſind die gleichfalls ewig-jungen „gräßlich!“ und „unglaublich!“

Die große goldene Medaille aber für geniale urſprüngliche überraſchende Wortſchöpfungen gebührt denn doch dem deutſchen Studenten, der die deutſche Umgangsſprache um eine ganze Reihe Wortbilder von ſinnlicher Plaſtik bereichert hat. Manche dieſer Worte haben ſich einer beiſpielloſen Beliebtheit zu erfreuen; und dabei war doch einſt das akademiſche Rotwelſch dem Philiſter ein Buch mit ſieben Siegeln.

Daß ein Student nicht arbeitet, ſondern höchſtens „ochſt“ oder „büffelt“, iſt von allen Gebildeten längſt anerkannt. Er kneipt auch nicht mehr, ſondern der zahmſte Theologe, der Sonntag nachmittags einen Schnitt Helles trinkt, „ſumpft“. Und ißt er gar ein Schinkenbrot dazu, ſo „ſchlemmt“ der Unſelige. Dieſe Worte ſind durchaus ſchon ſalonfähig. Überhaupt ſuchen unſere jungen Kavaliere einander in der Kolportage ſolcher realiſtiſchen Wendungen zu überbieten, um vor ihren Damen als Meiſter markiger Rhetorik zu beſtehen. Man erzählt keine Witze mehr,

ſondern man „verzapft“ ſie. Man pumpt keinen Menſchen mehr um zwanzig Mark an, ſondern man „kränkt“ ihn darum: man kann ihn aber auch ſchon um eine Cigarre kränken. Man kann auch dazu um Feuer bitten; aber neunzig Muſenſöhne von hundert nennen das am Abend des Jahrhunderts „Feuer ſchinden“ . . . Man befreundet ſich nicht mehr mit jemand, ſondern man „biedert“ ſich mit ihm „an“. Und wenn uns jemand „anödet“ oder „anpöbelt“ — „anulken“ iſt längſt antiquiert — dann „kauft“ man ihn ſich nicht mehr (das iſt auch längſt antiquiert), ſondern man „bindet ſich ihn vor“ . . . Man zieht heutzutage keinen Menſchen mehr auf; das war früher einmal, man begnügt ſich damit, ihm etwas „vorzuſohlen“. Manche Geſellſchaften ſind ſehr „öde“, aber da langweilt man ſich nicht mehr, ſondern man „mopſt“ ſich. Man findet es „rauhbeinig“ oder auch „ſchleierhaft“, wenn man eine ſolche Einladung empfängt. Jedenfalls aber hält man die Einladungen für einen „beſſeren“ (!!) „Tummel“, wenn ſie Gelegenheit bieten, ſich an eine ſchwärmeriſch verehrte junge Dame „heranzuſchlängeln“. Aber leider „kräht“ man oft zu früh, und nach langem „Herumwimmeln“ muß man den „Betrieb“ ein-

ſtellen: Die Sache ſtellt ſich als ein „bodenloſer“ „Leim“ heraus. Obwohl man die Sache für glänzend „gemimt“ hielt, muß man ſie „aufſtecken“ und geht nicht, ſondern „verduftet“ und „tobt“ oder „toſt“ in das nächſte „Lokal“, um ſeinen Kummer zu verſenken Man freut ſich ſchließlich, daß man ſelbſt nicht „hineingeſenkt“ iſt, und reicht ſchließlich der Welt wieder verſöhnt die „Bruderfloſſe“ ... Wir werden auf den ſtudentiſchen Modewitz übrigens noch ausführlicher eingehen.

Es wäre vergnüglich, zu verfolgen, wie weit die Mehrzahl aller dieſer Modeworte im deutſchen Sprachbann verbreitet ſind. Manche davon werden vom Sprachgeiſt wieder ausgeſtoßen werden; aber andere wieder werden an ihre Stelle rücken. Es ſchwirren fortwährend ſolche in „Mitteleuropa“ umher. Was allen dieſen Worten gemeinſam iſt, das iſt, daß ſie faſt ausnahmslos auf Umwertungen oder Umbildung der gewöhnlichen Sprachbilder und auf das Geſetz der Stereotypie ihre nnerhörte Wirkung gründen, was bekanntlich mit den Worten, die einem ſogenannten Jargon oder Argot angehören, nicht ohne weiteres der Fall iſt. Sie ſind eine blinkende Scheidemünze, mit der ſich zahlreiche Sterbliche

tapfer durch das geſellſchaftliche Leben ſchlagen, die aber auch von ſolchen Zeitgenoſſen nicht ganz verſchmäht werden, die in der glücklichen Lage ſind, nicht nur, wenn ſie ſchweigen, ſondern auch, wenn ſie reden, die Koſten der Unterhaltung mit Gold zu beſtreiten.

Über zwei verwandte Erſcheinungen und das „gebildete“ Modewort werden wir uns auf den folgenden Seiten verbreiten.

Tiefer in die ſtellenweiſe höchſt unheimlichen Abgründe der Sprache des Volkes der „Dichter und Denker“ hinabzuleuchten, insbeſondere alſo die meiſt etwas ſchleimigen Sprachſchätze unſerer Tingeltangelliederväter zu Tage zu ſchürfen, halten wir für „übrig“: ſie verdanken ihre lächerliche Wirkung meiſt nicht ihrer eigenen Schlagkraft, ſondern der individuellen Mimik und vor allem der Muſik, die ſie begleitet. Wir ſchließen alſo und zwar mit dem unermüdlichen Modewort:

„Schluß!“

Modewendungen.

„Du ahnſt es nicht . . .“ war die liebliche Modewendung des Jahres 1897, und jene preisliche Bardenſchar, die unſere Zeit als die Stettiner Sänger kennt, hat dieſer muſikreichen Wendung die naſale Note gegeben, mit der ſie bis in ferne Tage fortleben wird. Jedoch, ſo modern ſie uns auch anmutet, es iſt „traurig, aber wahr“, daß ich ſie ſchon vor acht Jahren an einem jener wundervollen Frühlingstage Unter den Linden vernahm, wo über all den Menſchen, Wagen und jungen Lindenwipfeln der feine, trockene Sonnenſtaub in lichten Lüften wallt, wo man nichts anderes ſieht als: „Himmel und Menſchen . . .“

Nachdem wir alſo auf den erſten Blättern in einer Weiſe die „Modeworte“ gewürdigt haben, die hoffentlich allen „als Leſer friſierten“ Zeitgenoſſen „diebiſchen Spaß“ gemacht hat, wollen

wir auch weiterhin „vertrauensvoll in die Zukunft blicken“ und die „Fahne der Wiſſenſchaft hochhalten“, und zwar indem wir über die Modewendungen eine „Männerrede ſchwingen . . .“ „Man hat ſie nämlich ganz verſchieden . . .“

Über die Urſprünge der Modeworte ließen ſich immerhin haltbare Hypotheſen aufſtellen. Die Quellgebiete der Modewendungen aber liegen leider großenteils im Dunkeln. Wie hausmütterlich klingt es: „Ich werde Ihnen den Thee beſorgen!“ wie gaſtfreundlich: „Ich werde Ihnen die Wurſt anſchneiden!“ und wer war ſo verrucht, dieſen Wendungen ihren drohenden Sinn zu geben?

Der Volkswitz iſt hier thätiger als bei den Modeworten. Die Warnung: „Achtung! Dampfwalze!“, den „reitenden Nachtwächter“, den „höheren Blödſinn“, die „Akazien“, auf die man vor Verzweiflung klettern möchte, die „aſchgraue Pechhütte“, bis in die hinein manche Leute zum Beiſpiel Skat ſpielen und ſicher auch das „Obſt“, für das man dankt, gebar offenbar der Berliner Kremſerwitz. Es iſt überhaupt unbegreiflich, welcher Unſinn mitunter in allen Geſellſchaftsſchichten ſich beliebt zu machen verſteht. Daß ein monoclетragendes Gigerl ſich „einen Scherben ins Auge

getreten hat", nimmt man zweifellos gläubig entgegen; wen aber erfaßte nicht heute noch eiſiger Schauder, der an die Worte jener ihren Mann ſuchenden Frau Naucke gedenkt, die einem „durch Mark und Pfennig" gingen, an jene Worte, die vor fünfzehn Jahren eine Welt in Atem hielten: „Naucke! Naucke! Wo iſt Naucke hin! . . ."

Ein Altersgenoſſe dieſer grotesken Wendung iſt das Troſtwort: „Menſch, ärgere dich nicht!" und „Was kann das ſchlechte Leben helfen? Lieber gut und ein bißchen länger!" Das eminent komiſche: „Na aber, über ihnen aber auch!" und das triumphierende: „Was dachten Sie denn?" ſind noch funkelnagelneu, ebenſo wie das gekränkte: „Das brauche ich mir nicht zu gefallen zu gelaſſen . . ."

Alle dieſe ſchönen Wendungen aber klingen nicht ſo, als ſeien ſie zuerſt in enger Stube gefallen, ſie ſcheinen en plein air erblüht und atmen eine gewiſſe Landpartieſtimmung, obwohl ſie in allen ſozialen Schichten im Schwange ſind.

Die Salonſprache als ſolche beſitzt zwar nicht eigentliche Modewendungen, verfügt aber über eine Anzahl eiſerner Phraſen. Aber immerhin waren dieſe einmal Modewendung, ſo ſehr ſie jetzt auch kodifiziert und zu konventioneller Form

erſtarrt ſind. „Gnädige Frau haben befohlen —.“ „Ich bin ſo frei —.“ „Aber ich bitte Sie —!“ „Wie, bitte?“ „Bitte, nach Ihnen!“ „Ich habe die Ehre!“ „Es war mir ſehr angenehm!“ „Genötigt wird nicht!“ und das zähe „Pardon!“ mit dieſen Wendungen wird ein großer Teil jeder Salonkonverſation beſtritten, und dieſelben ſind auch kaum noch einer weiteren Differenzierung fähig, als es etwa der Schnitt der Fracks oder Smokings iſt.

Auch gewiſſe Grüße werden Mode und werden gern von Haus zu Haus verbreitet. So war es jüngſt erſt vielen Menſchen ein Hauptſpaß ſich mit dem Wiener Gruß „Servus!“ gigerlmäßig die Hand zu ſchütteln, nachdem vorher das urberliniſche „Moj'n!“ eine Weltrolle geſpielt hatte. Augenblicklich iſt es wieder der feierliche Ruf „Heil!“, mit der man in den Kreis verſammelter Mitmenſchen tritt.

Wahre Juwelen aber führt das blitzende Gerinnſel gewiſſer Feſtreden und der Parlamentsrhetorik mit ſich. Das von Wuſtmann entdeckte „voll und ganz“, das ſchöne „unentwegt“, das berühmte: „Es geht etwas vor, man weiß nur nicht was!“ und jenes melancholiſche: „Das läßt tief blicken!“ ſowie der „notleidende Landwirt“

werden längſt ſcherzhaft und „ohne alle Appa-rate“ gebraucht. Und wem fiele nicht hierbei jene köſtliche Perſiflage der „überlebensgroßen Wendungen“ ein, die man als ſcherzhaften Troſt anwendet: „Der Zahn der Zeit, der ſo manche Wunde getrocknet, wird auch über dieſe Thräne Gras wachſen laſſen . . .“

Sehr große „Sprechathleten“ ſind auch die Ritter vom Schach und vom Skat. „Nicht in die Hand!“ „So ſpielt man in Venedig und den umliegenden Dörfern!“ „Erſtens: es kommt anders, zweitens: als man denkt!“ „Das wer-den wir wohl noch können!“ „Dagegen iſt nichts zu wollen!“ und „ein muskulöſer Zug!“ „Das werden wir nicht machen und es wird auch gehen . . .“ ſind am Spieltiſch gewachſen.

Es giebt „—zig“ (ſprich: zich!) ſolcher Mode-wendungen. Der Ausländer hält unſere deutſche Sprache mit Recht für eine ſehr „verſchmitzte!“ Aber er hat ja „keine blaſſe Ahnung“ und „keinen Schimmer“, daß ſie wegen der zahlloſen Mode-wendungen ſchwerer iſt als die meiſten anderen gebildeten Sprachen. Die deutſche Sprache iſt nämlich nicht nur ſchwerer als dieſe, nein „im Gegenteil, ſie iſt ſogar noch ſchwerer . . .“ Es iſt leider neuerdings Mode geworden, einen harm-

loſen Menſchen, der zum Beiſpiel mit Recht behauptet, es habe im vorigen Sommer mehr geregnet, als es nötig war, mit den Worten zu übertrumpfen: „Im Gegenteil! es hat ſogar noch mehr geregnet . . .“

Unter Umſtänden ſagt dann der Übertrumpfte etwas nervös: „Das durfte nicht kommen!“ was ihm aber wenig hilft! Denn der andere ſagt überlegen: „Helf' er ſich!“ Trotzdem iſt man ſich nicht böſe, ſondern man greift, falls man beim Pilſener ſitzt, zum Schoppen mit den Worten: „Wenn es ſo iſt, proſit!“ und erhält als Antwort: „Möge es Ihnen zum Schmeerbauch gedeihen!“ Selbſtverſtändlich beſtellt man ſofort „pro Naſe“ einen neuen Schoppen „zum Abgewöhnen!“, und zwar gewöhnlich mit den Worten: „Ich kann noch ein Glas Bier verlangen“ und gewöhnlich nicht, ohne dem davonſtürzenden Oberkellner nachzurufen: „Aber, bitte, etwas plötzlich!“ Unſer Stammkellner wird dann meiſt ſtehen bleiben und uns neckiſch zurufen: „Einen Augenblick, Sie werden gleich raſiert . . .“

Man kann ſich „lebhaft vorſtellen“, daß dieſer Scherz die Lebensgeiſter der zechenden Herren wieder auffriſcht, und daß ſie „kalt lächelnd“ ſich bis Mitternacht „die Naſe begießen“ werden,

worauf ſie „mit gemiſchten Gefühlen“ „die Berappungsarie intonieren“ . . . Man bietet ſich gegenſeitig noch Cigarren an und ſagt dabei nicht etwa „bitte ſchön!“ ſondern vielmehr „ſchütte been . . .“ worauf die Herren heimgehen, nicht etwa „krank und ſchwank“, ſondern ſicher und „ſteif wie eine Staubſäule!“ Man hat ja auch „ſchließlich nichts getrunken . . .“ Entzückt geht man aus einander und reicht ſich die Hand mit den Worten: „Auf Wiederbeſehn!!“ — „Auf Wiederſchaun!“ — „Es war mir ziemlich angenehm!“ oder auch: „Es war mir ein Feſt!“ oft auch: — „ein eleuſiſches Feſt!“ oder auch: „ein Bockbierfeſt!“

Dieſe Modewendungen, vor denen wir uns ſozuſagen „in die Öffentlichkeit geflüchtet“ haben, wirken zweifellos vielfach ſprachzerſetzend. Sie wirken meiſt nicht wie das Modewort durch anſchauliche Plaſtik, ſondern meiſt nur als lächerliche Formel eines an und für ſich nicht ſchlagkräftigen Gedankens. Der Gedanke wird aber gewiſſermaßen hohlſpiegelartig aufgefangen und dadurch zu bizarrer Wirkung karikiert. Die Gefahr, daß ſprachlich ſchlechte Wendungen in die gute Sprache aufgenommen werden, bleibt aber immer beſtehen, ſo angenehm auch die Mode-

wendungen das einförmige Einerlei unſerer Alltagsſprache unterbrechen.

Das eine jedenfalls aber ſteht feſt: wenn die Modewendungen ſo wie bisher weiter blühen, wachſen und gedeihen werden und die Beliebtheit ihrer Anwendung ſteigen wird wie bis heute, dann wird jeden wahren Freund unſerer Mutterſprache ein Grauſen erfaſſen, und entſetzt wird er ausbrechen in den Schrei:

„Ich danke, Komma!“ —

Modewitze!

Modeworte und Modewendungen durften wir zu erfreulichem Kranze ſchlingen. Nun wollen wir ſingen und ſagen von den Modewitzen. Auch der Modewitz gehört in das Buch der Modeworte unſerer Tage. Die Kürze, die ſeine Seele iſt, hat ſich am Witz unſerer Zeit glücklich ausgebildet. Der Witz, wie er jetzt Mode iſt, iſt nicht mehr ſo zeitraubend, wie die umſtändliche „Anekdote“ der Väter. Der Modewitz als ſolcher iſt ſo bekannt, daß man meiſt nur ſeine Pointe gewiſſermaßen als Zitat in das Geſpräch einſtreut, ſo bekannt, daß dieſe Pointen vielfach ſchon Schmuck unſerer Umgangsſprache geworden ſind, den man gelegentlich gern anlegt. Jeder kennt ſie, jeder nennt ſie, jeder belacht ſie, dieſe Modewitze. Das ſcheidende Jahrhundert hinterläßt ihrer einen reichen Strauß. Aber nicht bei allen wird der ſtaunende Enkel begreifen, daß ſie unſer

Zwerchfell erſchüttern konnten, nicht von allen wird er ſagen, daß jene Zeit zu beneiden war, wo ſie zuerſt ihre Blüte erſchloſſen. Aber exempla docent.

Als Kant zuerſt in ſeiner „Grundlegung der Metaphyſik der Sitten“ den ſogenannten kategoriſchen Imperativ aufſtellte, ahnte er in ſeinem lieben Herzen nichts davon, daß dieſer kategoriſche Imperativ das Zeug habe dereinſt zu einem allgemeinen „Vergnügen der Einwohner“ auszureifen.

Wie ſchön war doch jene Zeit, als es noch keine anderen Imperative gab als jene nur auf unſeren Komfort bedachten, die uns von Giebeln und Fronten ſtolzer Straßenpaläſte herab ſo bieder begrüßten: „Schmücke Dein Heim!“ „Koche mit Gas!“ „Waſche mit Luft!“ und „Bade zu Hauſe!“ Aber anderes ruhte im Schoße der Götter.

Irgend ein Sonntagskind nämlich machte die unbezahlbare Entdeckung, daß unſere Sprache durchſetzt ſei mit kategoriſchen Imperativen, und wie in dieſen Tagen, da die Kunde von dem neuen eiſigen Goldlande märchenhaft den Weltball umblitzte, das Goldfieber wieder überall die Menſchen ergreift, ſo begann jetzt alles auf kate-

goriſche Imperative zu ſchürfen. Stürmiſch rauſchten die Witzblätter, und unzählige Wunder und neue Goldadern des Witzes erſchloß die Tiefe der deutſchen Sprache wieder einmal der verblüfften Bevölkerung. „Reich's Kursbuch!“ (Reichskursbuch) ſagte, man ganz einfach und ſah nach, wenn der nächſte Sonderzug nach München-Aufſtein gehe. „Lieb' reiche Mädchen!“ (Liebreiche) rief man eheſcheuen Junggeſellen zu. „Komm', iß Brot!“ (Kommißbrot) ſcherzte man und bat zu Tiſche. Die Warnung: „Geh' leiſe (Geleiſe) auf der Stadtbahn!“ ſchien ſonderbar. Hiſtoriſchen Sinn aber verriet die Mahnung: „Denk' mal (Denkmal) des alten Fritzen!“ Offenbaren Selbſtmord propagierte das düſtere: „Zieh' an Kali!“ (Cyankali.) Die cyniſchen Aufforderungen: „Stiehl volle (Stylvolle) Portemonnaies!“ und „Mauſe graue (Mauſegraue) Paletots!“ fielen dann aber doch ſchon unter den geeigneten Paragraphen des Strafgeſetzbuches.

Niemand wird in Abrede ſtellen, daß dieſe eigenartige Sprachpſychologie ebenſo witzig war, wie ſie epidemiſch auftrat. Der Modewitz entfaltete ſich in ihr zu höchſter Blüte. Das Bedürfnis, Witze zu machen, iſt eben im ſinkenden Jahrhundert ganz eminent geweſen. Man kann

nicht ſagen, daß unſer in vieler Hinſicht ſo betrübtes Säkulum witziger war als ſeine Vorgänger. Es giebt ſehr erfriſchende Witzſammlungen auch aus den Tagen Luthers und aus noch älterer Zeit. Was aber unſerem Jahrhundert vorbehalten blieb, war, den Witz gleich vielen anderen Sachen modefähig zu machen. Daß eine beſtimmte Pointe auf die Wanderſchaft ging und durch die ganze Weltlitteratur verfolgt werden kann, — dieſes iſt dageweſen, allgemein bekannt und an zahlreichen Witzen, die in allen lebenden und toten Sprachen erzählt werden, leicht nachzuweiſen. Auch daß eine beſtimmte Figur Träger einer Witzmode wurde, iſt eine häufige Erſcheinung . . .

Unſer Jahrhundert der Entdeckungen hat nun aber noch weitere ergiebige Quellen des Witzes erſchloſſen. Es entdeckte den Witz, der viele macht. Es entdeckte der Witz, deſſen Mitteilung umgehend eine ganze Reihe ſeines Gelichters auslöſt. Es entdeckte das Milieu, das Milieu, aus dem der Witze Fülle ſo ſicher ſprießt, wie aus einem Zola'ſchen Milieu nach der Doktrin dieſes Meiſters die Fülle der Geſichte und Geſtalten fließen muß.

Legen wir einige ſolcher Witztypen aus!

Da iſt zuerſt das Milieu jenes göttlichen Dulders, des Leutnants aller Waffen, das bei allen Witzblättern noch immer in hohem Anſehen ſteht. Der Scherze in dieſer Richtung ſind ſo viele wie Sand am Meer, ſeitdem Hackländer und Moſer dieſes Witzmilieu entdeckten. Wer ſich zum Beiſpiel einfallen läßt, den Witz zu erzählen von jenem Leutnant, der vor dem Spiegel ſitzt und als Grund dafür angiebt: „Ick imponiere mir!“, kann ſicher ſein, daß er eine Flut von Leutnantswitzen entfeſſeln wird. „Kennen Sie den Witz von dem Leutnant —“ oder „Ein Leutnant ſitzt in einer Geſellſchaft —“ Es iſt nachgerade zum Weglaufen mit dieſen Leutnantswitzen.

Ebenſo immergrün blühen die Miscellen vom geadelten Herrn Kommerzienrat, der ſich ſeine Ahnen beim Trödler kauft oder malen läßt, oder der auf die Frage, warum er den Brillanten an ſeinem Ringe auf der inneren Handfläche trage, trocken antwortet: „Spricht man ſo oder ſpricht man ſo!“ Die „Fliegenden Blätter“ würden ohne dieſe harmloſe Geſtalt gar nicht auskommen.

Auch das berühmte Kollier der Schwiegermutterwitze wird immer noch gern getragen.

„Welches iſt der Unterſchied zwiſchen einer guten Havanna und einer böſen Schwiegermutter?“ Antwort: „Bei der Havanna ſind die erſten Züge die beſten, bei der böſen Schwiegermutter die letzten . . .“ Auch hier jagt ein ſchlechter Witz gewöhnlich einen noch ſchlechteren.

Überhaupt dieſe „Unterſchiede zwiſchen —!“ Auch ſie ſtanden einſt in höherer Blüte. Auch die mit „Warum“ beginnenden Witzfragen: Warum dürfen Eskimos keine blauen Brillen tragen?“ „Damit ſie die Eisbären nicht für Blaubeeren anſehen . . .“ Auch die Fragen ſind ſehr beliebt, welche beginnen: „Wer war der erſte —“ zum Beiſpiel „Kutſcher?“ Antwort: „Leid!“ Denn es ſteht in der Bibel: „David ſprach: Und Leid ſoll mir nicht widerfahren . . . .“ Dieſer Witz iſt bekanntlich zugleich einer der älteſten der Weltgeſchichte.

Die beiden letzten Arten des Modewitzes ſtreifen aber ſchon jene betrübende Erſcheinung, die man wenig klangſchön aber doch packend, mit der Brandmarke „Kalauer“ verſehen hat. Auch der „Kalauer“ war einmal Modewitz und iſt ſehr graziöſen Urſprungs, indem er aus den Tagen des Rokoko auf uns gekommen iſt. Der Name ſtammt bekanntlich von dem des deutſchen

Edelmannes v. Calemberg, der am Hofe des Königs Stanislaus von Polen durch sein Französisch das größte Gaudium der Hofgesellschaft bildete. Er sprach es nämlich so schlecht, daß fortwährend die lächerlichsten Verwechselungen zum Vorschein kamen. Es wurde schließlich Mode, jeden Doppelsinn einen Calemberger (Calembourg) zu nennen, woraus sich dann jenes schöne Wort entwickelt hat, das als Name schmerzhafter Wortwitze und meist in Verbindung mit dem Klageruf „Au!“ vernommen wird.

Lange Witzketten bilden auch die süßen und oft so weisen Thorheiten des Kindermundes („Knallt das immer so?“) und die so sehr beliebten Kasernenhofblüten. („Den ganzen Tag im Sarg liegen und nichts thun!“) Auch das Thema „Komische Gerichtsverhandlung“ ist noch ein unentbehrliches Requisit unserer Zeitungen. Im Andenken aller lebt noch die schöne Geschichte von der „Möbelpolonaise“, die ein Mieter veranstaltet, indem er an seinem Geburtstage durch seine „Gäste“ seine Möbel (angeblich zwecks einer „Möbelpolonaise“) aus dem Hause auf den Hof und von dort auf die Straße bringen läßt. Selbst der anwesende Hauswirt findet

dieſen Spaß unbezahlbar und trägt entzückt die Lampe, bis die „Möbelpolonaiſe“ damit endet, daß die Habe des Mieters vor Wirtes Augen auf den Möbelwagen gelangt, der dann mit Mieter, Möbeln und der ganzen „Rückkompagnie“ davonſchwankt . . .

Auch die Streiche des Druckfehlerteufels ſind ein weltberühmtes Muſter; ebenſo das unfreiwillig komiſche Inſerat.

Selbſtverſtändlich ſtürzt ſich der Modewitz mit Vorliebe auf jede neue Erſcheinung, die ſich blicken läßt. Die 1840 nach Potsdam eröffnete Eiſenbahn ſchon mußte ſich einen ſtelzfüßigen Invaliden gefallen laſſen, der angeblich beſtändig neben dem Zuge herhumpelte und die Paſſagiere durch Betteln beläſtigte. Und welche Fülle des Witzes hat ſich über die ſchätzenswerten Errungenſchaften des Telephons, des Phonographen, des Radelns, unſerer Kolonien und neuerdings über die ebenſo hübſchen wie harmloſen Anſichtskarten ergoſſen!

Und was ſoll man ſagen zu dem reichen Magazin mehr oder minder ſalonfähiger Geſchichten, die dem „ungorriſchen Londsmonn“ nachgeſagt werden. Nur die Geſchichten des ſchwänkeluſtigen geiſtlichen Herrn, des „Pfaffen

Amis“, die der mittelalterliche „Strikker“. einer ſchmunzelnden Nachwelt aufbewahrte, ſowie die Abenteuer des Monſieur Eulenſpiegel dürfen ſich rühmen, gleichen Volksruf genoſſen zu haben.

Altmodiſch vollends ſind ſchon die Legendenkränze, die von dem alten Heim, dem „ollen Wrangel“ und von Helmerding erzählt werden.

Aber vergeſſen wir vor allem den einen nicht, den Modewitz, der jetzt ſchon der Geſchichte angehört: den Klapphornvers. Welche angenehme Stunden verdanken wir ihm! Über welche Pauſen des Geſpräches, über welche Verlegenheiten des Menſchendaſeins hat er hinweggeholfen: „Wo die Begriffe fehlen, da ſtellt ein Klapphornvers zur rechten Zeit ſich ein . . .“

Unſterblich aber ſcheinen jene Geſtalten, die noch immer unſere Witzblätter bevölkern: „Dör ſtöts und ümmer gewöhlt rödende Zwückauer“, der Knabe „Karlchen Mießnick“, „Wippchen“, „Paula Erbswurſt“, „Müller und Schultze“, „Nunne“, „Der blinde Seher“, „Geheimrats Jette“ und andere, die mit ihrem individuellen Profil und ihrem beſtimmten Jargon unverrückt von ihrem erſten lachend begrüßten Erſcheinen bis heute modern waren und blieben.

Allwöchentlich öffnen ſich die zahlloſen Schleu-

ſen unſerer Witzblattlitteratur und ergießen die Flut guter und ſchlechter Witze über uns. Man darf wohl ſagen, daß jeder gute und neue Witz heutzutage auch den Weg an die Öffentlichkeit findet, und wie die Modenblätter die neueſten Kleidermoden verbreiten, ſo verbreitet das Witzblatt allwöchentlich die neueſten Senſationen der Witzmode. . .

Aus beſcheidenen Anfängen entſtand Großes. Die Linie, welche von Kortums Jobſtadenwerk heiteren Angedenkens über die Napoleon-Pasquille, die Münchener Bilderbogen zu Wilhelm Buſch führt, läuft parallel jener Linie, welche von Chodowieckis hausbackenem Bilderhumor über Wilhelm Scholz, Scheerenberg, Schlittgen, Oberländer zu Thomas Theodor Heine führte.

Unſer ſoziales Zeitalter, das die Armeleutmalerei und die Armeleutdichtung gebar, mußte folgerichtig auch den Armeleutwitz entdecken. Er war das Ereignis der Saiſon 1897/98.

Niemand wird hoffentlich jetzt die Abſicht vermuten, daß wir die immer noch fühlbare Suprematie dieſes Modewitzes durch Auslegung ſeiner gangbarſten Modelle ſteigern wollen. Jeder wird hoffentlich mit uns überzeugt ſein, daß dieſe Unterſuchung des Modewitzes zweifel-

los in dem tröſtlichen Bewußtſein geſchloſſen werden kann:

„Es iſt ja alles da! Es iſt ja nicht wie bei armen Leuten . . .“ oder auch: — „wie beim armen Leutnant: zwei Augen und ein Monocle...“

Vierdeutſch.

Das Bierdeutsch.

Es ist merkwürdig, damals, als man von der alma mater Abschied nahm, schwerer Weisheit mehr oder minder voll, sah man ohne übergroße Wehmut jene seligen Gefilde der akademischen Welt hinter sich versinken, die von dem breiten Strom bayrischen Bieres — man kann nicht gut sagen: bewässert, aber doch: bespült sind, diesem schönen Strome, der seinerseits wieder von zahllosen saueren Heringen bevölkert wird ... Müde war man herzlich des gestrengen Herrn, der Comment heißt, und wehe dem, der im Begriff war, den „Doktor" zu „bauen" oder in ein Examen zu „steigen", und sich einmal leichtsinnig auf die Kneipe wagte, — das Aufschmettern und Aufkrachen des Kneipschlägers summte ihm am nächsten Tage noch durch die verödeten Räume seines Denkerschädels ... in einer Weise — — —

Und doch! — Welche bunten Bilder und

welche Fülle der Erinnerungen von ungeheurer Heiterkeit ſind einem geblieben aus jener einzigen Zeit; und wenn man wieder einmal hineingerät als „alte Herrlichkeit“ in den brauſenden Hexenkeſſel junger ſtudentiſcher Gemeinſchaft, dann klingen die verſunkenen Glocken wieder aus der Tiefe, die verſunkenen Gärten des Jugendeilands ſteigen auf, die goldene Luft jener Tage umſpielt uns wieder, da man höchſtſelbſt ſich ſo abſurd gebärdet ... und die Zunge löſt ſich wieder und das übermütige Rotwälſch, das ſo würdig und ſo witzig zugleich iſt, wird wieder geläufig.

Ja! Du altes buntes Bierdeutſch, man hat dich nicht vergeſſen ...

Man ſieht ſich wieder als „bierehrliches Gemüſe“ „biereifrig“ auf die Kneipe „tapern“, wo man ſtets eine „fidele Corona“ nebſt zahlreichen Gäſten aus dem „Auslande und den umliegenden Bierdörfern“ vorfand.

Man trank, nachdem man ſich nicht geſetzt, ſondern „feſtgeſchraubt“ hatte, ſeinen Nachbarn nicht etwa zu, ſondern man „kam ihnen einen bedeutenden Streifen ...“ Wenn man den Vorzug hatte, neben einem Kommilitonen von der Fakultät zu ſitzen, ſo fing man nicht etwa ein wiſſenſchaftliches Geſpräch an, ſondern man

begann zu „fachſimpeln“, war man beiderſeits kunſtſinnig, ſo konnte man auch „kunſtſeichen“, oder, wenn man neben einen berühmten Schläger zu ſitzen kam, ſo konnte man nicht umhin, ein weniges zu „paukſimpeln . . .“ Oder man ſchrieb „Bierkarten!“

Plötzlich öffnete ſich die Thür und ein „Aha!“ (ſchreibe A. H.!) ging im Flüſterhauch um den Tiſch. Der Gaſt war nämlich ein „Alter Herr!“ Sofort „wuchſen“ einige „krumme Füchſe“ „an“, die mit großem „Biereifer“ ihn von ſeinem Überrock (auch „Sommer-“ oder „Winter-Epithel“ genannt) befreiten . . .

Jeder „junge Dachs“ fühlte alsbald die Verpflichtung, dem hohen Beſuch eines „aufs Spezielle“ (Wohl nämlich) zu kommen. Der „alte Herr“ „kam“ dann meiſt ſofort mit den ſchönen Worten „nach“: „ich löffele mich . . .“ Wenn man ihm das aber erſparen wollte, da alte Herren doch ſchwache Magen haben, Familienväter ſind und unmöglich „jedes Quantum nachziehen können“, ſo trinkt man meiſt „auf das ſpezielle ſ. l.“, was dann heißt: sine Löffelung! zu deutſch: Löffelung verbeten!

Zur Unterhaltung „ſtieg“ dann ein „allgemeiner cantus“, den irgend einer, der im Rufe ſtand,

ein Pianiſt zu ſein, als „urfidele Hauskapelle“ muſikaliſch begleiten mußte. Ein ſehr beliebtes Lied war dann Scheffels „Wohlauf, die Luft geht friſch und rein —“ mit der ſchönen Stelle

Verfahrner Schüler Stoßgebet
Heißt: „Herr, gieb uns zu trinken!“
Doch wer bei ſchöner Schnittrin ſteht,
Dem mag man lange winken . . .

— deren letztes Verspaar aber meiſt dahin verſchönert wurde, daß man ſang:

„Doch wer bei ſchöner Schneid'rin ſteht
Dem mag man lange winken . . .

Heftig bewegte das ſchöne Lied, aus kräftigen Kehlen geſungen, die Tabakswolken, die über den Tiſchen lagerten. Aber die ſüßen Harmonien konnten Diſſonanzen unter den Anweſenden nicht verhindern. Zwei von ihnen beendigen plötzlich eine längere Kontroverſe mit den ſtürmiſch gewechſelten Worten: „Bierjunge!“ und „Hängt!“

Langes Schweigen . . .

Schon ſteht der angerufene „Unparteiiſche“ bereit. Die Kellnerin oder der Piccolo bringt zwei friſche Schoppen und durch den Raum ſchallt der Ruf: „Silentium für einen Bierſkandal zwiſchen den bierehrlichen Burſchen Aal und

Igel!“ Der Unparteiiſche nimmt die gebrachten „Waffen“ und ſtimmt vorſichtig trinkend die beiden „Bierſäulen“ in den Gläſern auf das gleiche Niveau ab, um dann zu erklären: „Die Waffen ſind gut und gleich! Silentium! Bierſkandal ſteigt! Mein Kommando wird lauten: Hebt an! Stoßt an! Wechſelt die Waffen! Setzt an! Los! Entſcheiden ſoll: Hottentotten-Potentaten-Tanten-Mutter-Attentat . . .“

Die Paukanten packen die Gläſer, das Kommando erſchallt und wird haſtig befolgt. Auf „Los!“ fliegen die Gläſer an den Mund. Aal gießt ſein Bier mit unheimlichem Gefäll hinter die Kehle, Igel aber zieht es leider vor, den „Stoff“ gleichmäßig auf das Oberhemd und die Weſte zu verteilen. Aal ſtößt triumphierend hervor „Hattentotten-Patentoten-Tunten-Matter-Ottentut“ worauf der Unparteiiſche mit kalter Miene erklärt: „Igel hat geblutet und dürfte als zweiter Sieger hervorgegangen ſein . . .“

Igel iſt von ſeiner Niederlage ſehr geknickt. Er beruft „umgehend“ ein „Biergericht . . .“

Dieſer Entſchluß erregt die größte Senſation. Das Biergericht fällt ſeine Sprüche nämlich im glückbringenden Zeichen des Bierſchnapſes. Über alle Geſichter fliegt ſonniger Freudenſchimmer.

Jeder hofft auf einen Stuhl im Biergericht. Aber ach! ſchon verkündet der Präſes, daß die Richterwahl nach altem Brauch erfolge. Der Kläger Igel wählt ſeinen „Leibburſchen“ Fink. Die Corona beißt in den ſauren Apfel und wählt den einzig möglichen, den „Alten Herrn“ und das hohe Präſidium erklärt mit ſtolzer Miene, was niemand überraſcht, daß es ſich ſelbſt wähle.. Aber noch winkt das Amt des „Büttels“. Denn auch dieſer bekommt Bierſchnaps. Das Biergericht fiſcht ſich natürlich denjenigen, an den man überhaupt nicht gedacht hat.

Die Corona rächt ſich nachher dadurch, daß ſie die Verhandlungen des Biergerichts in „gemeinſter“ Weiſe „ſtört und anulkt.“

Das Biergericht gebietet nun durch ſeinen Präſes Silentium und verkündet: „Ein hochwohllöbliches, wohlweiſes und ſtets infallibles Biergericht konſtituiert ſich. Der Büttel „ſchleife“ die Parteien heran. . . .“

Die Verhandlungen beſtehen eigentlich nur in dem urkomiſchen „Heranſchleifen“ der Parteien, Zeugen und Sachverſtändigen vom Kneiptiſch zum Gerichtstiſch . . .

Die Kneiptafel beſchäftigt ſich inzwiſchen damit, den ſtellvertretenden Präſiden der Kneiptafel

zu ignorieren und ihn alle drei „Bierminuten“ mit dem ſchönen Liede „anzuöden“:

Am Prä—ſi—dium
Sitzt — ein — Greis,
Der — ſich — nicht — zu hel—fen — weiß!

Endlich iſt das Biergericht dank zahlreicher Eierſchnäpſe ſchlüſſig; Igel wird mit ſeiner frivolen Klage abgewieſen, in die Koſten der Eierſchnäpſe, ſowie dazu verurteilt, eine „Bierrede“ zu halten. Geſtellt wird ihm das Thema, „Über die Unſterblichkeit der Maikäfer und ihre Bedeutung für den Ausgang des griechiſch-türkiſchen Krieges . . .“

Igel meldet ſich binnen kurzem zum Wort. Seine Rede iſt dem ſchönen Thema angemeſſen. Er läßt jeden, der ihn unterbricht „in die Kanne ſteigen“ oder, was dasſelbe heißt, „ſpinnen“. Der Präſes verſichert ihn mehrfach, daß ſeine grundlegenden Ausführungen die Corona vollkommen befriedigt hätten, als Igel aber unverdroſſen immer weiter redet, ſteckt ihn der Präſide in den einfachen B. V. (Bierverruf), in den jeder hinterherfahren wird, der ſich einfallen läßt, mit Igel zu ſprechen, ohne dabei ausdrücklich zu bemerken: „Ohne mit Dir kohlen zu wollen. . . .“ Schließlich iſt Aal ſo anſtändig, ſeinen Freund

Igel aus dem B. V. in die „Bierehrlichkeit“ zurückzupauken . . .“

Es iſt Mitternacht. Weil die Stimmung ſehr warm und die Zahl der Gäſte groß iſt, beſchließt man ein „Semeſterreiben“. Die Gleichſemeſtrigen, vom erſten Semeſter angefangen, erheben ſich und reiben, immer nach einer witzig ſein ſollenden Rede, einen Salamander auf die unmöglichſten Dinge. Die Semeſter ſind, je höher ſie ſind, immer ſchwächer vertreten, bis ſchließlich irgend ein Jubelgreis als urälteſtes Semeſter daſteht, um dann gewöhnlich mit dem ungeheuer ſinnreichen Liede „in die Luft geſprengt“ zu werden: „Konſtanz liegt am Bodenſee! Wer's nicht glaubt, geh hin und ſeh! — Und Du haſt ja die ſchöne Alma in das Unglück geſtüaüaürzt! — Und das Maß Deiner Sünden iſt voll, voll, voll, — darum kaufe Dir ein blitzendes Piſtollſtoll-ſtoll! Das lade Dir mit Pulver und mit Blei — und ſchieße Dir Dein böſes Herz ent— zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König, Daus, Aus! — Alter Herr Profeſſor Trommler mit fünfzig Halben in die Luft geſprengt!!“ —

Der alte Herr Profeſſor Trommler wird ſo hoch in die Luft geſprengt, daß er ſich erſt am

Morgen um vier Uhr auf der Erde wiederfindet und zwar: als er ſich um dieſe Zeit in ſeinem Bette entdeckt, ohne daß er weiß, wie er dahin gekommen iſt. . . . Doch ehe er einſchläft, ſchüttelt er das ehrwürdigſt Haupt und ſagt: „Eine merkwürdige Erſcheinung, dieſes Bierdeutſch! Aber es bleibt ein unnahbares Problem: um es zu erforſchen, müßte man zu viel — Bier trinken . . .“

Das gebildete Deutſch.

Das muſikaliſche Modewort.

Das muſikaliſche Modewort! Ich will erzählen, wie ich es kennen lernte ...

Es iſt eine ſelige Sommernacht, und es iſt im Joſtygarten am Potsdamer Platz. Die Kaſtanienblüten fallen uns in die Gläſer. Das Licht der ſpäteſten Straßenbahn iſt längſt in ſchwarzer Nacht vertaucht, und menſchenleer liegt die Leipziger Straße im weißen Bogenlicht. Nur dort fern beim Gasfackelſchein ſpäte Aſphaltarbeiter. Die Weltſtadt ſchläft. Aber ein dumpfes, fernes Brauſen kommt aus dem Herzen der ſteinernen Rieſin —, wie leiſes Atemholen Mezza voce! —

Junge Künſtlerzunft ſitzt um den weißen Marmortiſch. Das Geſpräch iſt verſtummt. Man hat über Muſik geſprochen; nun belauſcht man die Stimmen der Mitternacht. Wahrhaftig: in

der Bellevueſtraße — hört — ſchlägt eine Nachtigall ... Dolce! —

Alle Augen glänzen, und ein ſchwarzer Muſikant hebt das Glas und ſagt vor ſich hin: „Weltſtadtſymphonie!“ — Maëstoso! —

Das neugeſchaffene Wort elektriſiert. Und mit einem Male iſt das Tiſchgeſpräch wieder im Gange. Und wieder ſpricht man von der Muſik, in muſikaliſchen Modeworten.

Welcher Reichtum an ſolchen! Welch' ein denkwürdiger Abend, welche köſtliche Promenade durch den Tiergarten, welche ſchwärmende Einkehr damals zum Schluſſe in dem Gartenatelier in der Klopſtockſtraße. Furioso! con fuoco!

Aber während alle noch in muſikaliſchen Modeworten ſchwelgen, ſtößt der Maler leiſe das Glasdach auf: wir verſtummen verdutzt — und auf die umherhockenden Nachtſchwärmer ſchauen die Sommernachtsſterne herein und am Flügel ſitzt der Meiſter Maler, und aus dem finſteren Raum ſchwebt ſchwül und bleich ein Chopin-Nocturno hinaus in die ſchimmernde Nacht ... Finale! —

Das war vor Jahren! Aber das Gedächtnis jener Stunde iſt nicht geſtorben und die muſikaliſchen Modeworte, die mich damals erfreuten,

auch nicht. Das Modewort jenes Abends „die Weltſtadtſymphonie“ hat ſeine muſikaliſche Verewigung wohl noch nicht gefunden . . . Der Rauſch des Worts iſt verflogen, und die Muſik der großen Weltſtadt wartet noch heut auf ihren Beethoven . . .

Der Trieb zur Muſik erwacht bekanntlich ſehr früh!

Welche Freude der Eltern, wenn ihr Rudi oder Elschen zum erſtenmale den Klavierſeſſel erklimmt, um „mit einem Finger“ ſüße Klänge zu wecken. Klänge, wie ſie auch Erwachſenen manches Mal glücken ſollen.

Das arme Weſen! — Ach wie bald muß es erfahren, daß es leichtſinnig war, muſikaliſche Qualitäten zu verraten. Man nimmt es bei der Hand und bringt es auf ein Konſervatorium, auch „Muſikklappe“ genannt. Auf mindeſtens zehn Jahr bleibt es dort angeſpannt an jene brüllende Maſchine, an der es künftigen Erfolgen als Virtuoſe, Sänger, Kapellmeiſter oder Komponiſt entgegenſeufzt.

Wenn andere Kinder ſpielen, drückt man ihm das berühmte Kiſſen in die Hand, treibt es zum „Üben“, ſucht ihm auf jede Weiſe „das Klavierſpielen anzugewöhnen“: die „Schule der Ge-

läufigkeit“ iſt ſein trauriges Los. Wo bleibt die Geſetzgebung — — —

Aber vor allem, wo bleibt das muſikaliſche Modewort?

Es giebt bekanntlich zwei Arten von Muſikern, ſoweit man ſie nach ihrem äußeren Gebahren unterſcheidet. Die eine Art ſind die ſchon Geſetzten, ſchon im friedlichen Hafen bürgerlicher Kunſtausnutzung Gelandeten, Herren „mit kahlen Köpfen und die Nachts gut ſchlafen“. Die andere Art ſind die „Tonkünſtler“, die „genialen“ „bleichen“ „Klaviertitanen“ mit wehendem Haar, fliegendem Mantel, rauſchender Kravatte, die nur in Muſik und Rhythmus leben und weben.

Wen hätte ſein Glücksſtern nicht ſchon einmal unter jene Herren geführt, die mit Herz und Hand und Mund bemüht ſind mittelſt merkwürdig ausſehender Gegenſtände jenes ſeltſame, mitunter auch angenehme Geräuſch hervorzurufen, das man Muſik nennt. Wehe dem Mann, der zum Beiſpiel in eine theoretiſche Erörterung zwiſchen zwei Orcheſterkünſtlern hineingerät: ſein Wortſchatz wird ſich mehren.

Der mit dreißigtauſend Mark jährlich und „fünfzig Mark Spielgeld“ abendlich eingeſchätzte „gefeierte Heldentenor“ heißt da „Kravattentenor“,

von dem man ſagt: „er hat eine Kälberſtimme“, der Konzertmeiſter iſt ein „elender Accordgeiger“, ein „Darmſchinder“, ein „Kreuz- und Quergeiger“, der Kollege vom Fagott heißt allgemein „Fagottfried“ und der Harfeniſt hat eine „verſtimmte Waſchtoilette.“ Die Baſſiſten des Chores ſind „Schuſterbäſſe“, die anſtatt ihren Kontrabaß zu halten, immer fröhlich die Obermelodie mitſingen. Der „beliebte Solopiſtonbläſer“ iſt in ihren Augen „allenfalls ein feiner Enſembleblåſer“. Sie ſelbſt ſind natürlich „echte Muſiker“ die „ihr Inſtrument zu behandeln verſtehen“, außerdem keine Schwierigkeiten kennen, ſondern ſozuſagen „die Noten freſſen . . .“

Aus dem Orcheſter ſtammte offenbar auch die erſte Flöte, die einer gern ſpielen möchte, der Marſch, den man jemand bläſt, die Wahrheit, die man jemandem geigt, die Noten, nach denen jemand aufſchneidet und die Baßgeige, für die jemand den Himmel anſehen ſoll.

Aber nicht nur der „Muſiker von Fach“ und der „geniale Tonkünſtler“, über den wir uns nachher beklagen werden, hat ſeine muſikaliſchen Modeworte. Nein, auch der einfache bürgerliche Menſch hat ſolche „auf der Walze“.

Wir alle kennen die junge Dame, von der

man beifällig ſagt: „Sie ſingt auch!“ und den jungen Mann, der „wundervoll Klavier ſpielt“. Wir alle kennen den Mieter, der vor der „Klavierſeuche“ von Haus zu Haus flieht, und jenen glücklichen Tauſendkünſtler, der „alles vom Blatt ſpielt“. Aber das iſt doch alles nur „Hausmuſik“, von der man eigentlich nur mäßig entzückt iſt. Sie verſagt gewöhnlich im geeigneten Augenblick, weil die junge Dame gerade nicht „disponiert“ iſt oder der vortreffliche junge Mann „keine Tänze ſpielt“ oder „leider nichts da hat . . .“ An Noten nämlich. Und das Spielen „nach dem Gehör“ iſt eine Sache, die nicht jedem gegeben iſt.

Nein, wer gern gute Muſik hören will, kauft ſich ein Billet zu ſolchen Saalräumlichkeiten, wo die öffentliche Muſik laut wird, wo ihm „Meiſter der Töne“ entgegentreten, „Schüler eines Franz Liſzt,“ oder „eines Hans von Bülow“, die ein „ſorgfältig ausgewähltes Programm“ bieten, und es mit „perlendem Anſchlag“, „ſammetweichem Tone“ und „ſauberer Technik“ lebendig werden laſſen, wo man ein „duftiges Piano“, ein „heroiſches Fortiſſimo“ „in bezauberndem“ „Timbre“ „mit durſtigen Ohren“ trinken kann.

Und hier in den großen Konzertſälen kann man an den zahlloſen „Liederabenden“, „Klavier-

abenden“, und „Quartettabenden“ die muſikaliſchen Sprachmehrer belauſchen, kann man ſehen, wie das muſikaliſche Modewort unſerer angehenden Tondichter, unſerer Konzertberichte ſich bemüht ewigjung zu bleiben.

Wenn die kritiſch im Publikum zerſtreuten Partituren, Albums und Hefte ſich ſchließen und die „Zünftigen“ die Köpfe eifrig zuſammenſtecken, da können wir ſie erhaſchen, die großen Worte von der „Zukunftsmuſik“, von dem „Leitmotiv“, von der „ewigen Melodie“, von der „Programmmuſik“, die wir „Hector Berlioz“ verdanken, da hören wir ſprechen vom „Baireuther Stil“, den „letzten Zielen der Muſik“, von dem Kapellmeiſter, der den Taktſtock „rubato“ ſchwingt, und dem Kapellmeiſter, der ihn als „Metronom“ benutzt, und der „heute nur ganz ausnahmsweiſe“ „die Neunte“ „einmal fein in die Luft gezeichnet hat,“ gewöhnlich aber „ſoviel Noten unter den Tiſch fallen läßt, daß ein anderer davon noch ein ganzes Conzert geben kann . . .“

Natürlich fabelt man auch von der Zukunft des „Muſikdramas“, das Wagner bekanntlich geſchaffen haben ſoll, obwohl er ſich gegen dieſen terminus ganz entſchieden verwahrt hat . . . . . Aber bleiben wir bei dem Kapellmeiſter. Man

macht ihm bittere Vorwürfe. Bekanntlich ſoll ſein Taktſtock ſich blitzartig oder wellenartig bewegen: aber nein, er hat „wieder einmal Zweiräder gezeichnet“ oder „Schweizerkäſe dirigiert“. Unbegreiflich wie das Orcheſter bei ſolcher Leitung ſpielen kann: „Da muß ſich ja jeder ſeine Viertel ſelber herausſuchen . . .“

Nicht viel beſſer iſt es in Opernpremieren. Die Zwiſchenaktsaphorismen ſind auch hier ſehr vielſeitig. Die Entrüſtung über die Proſelytenmacherei der „neuitalieniſchen Schule“, über die „Mascagnitis“ und „Leoncavalleria“ iſt noch nicht ausgeſtorben. Neuerdings ſpricht man den Namen des trefflichen „Humperdinck“ ſchon mit ähnlicher Mißbilligung aus. Meiſtens ſagt man von neuaufgeführten Tondichtern gern: „Er hätte Baumeiſter werden ſollen: ihm fällt nichts ein . . .“

Reine Freuden kann der Sprachforſcher im Nebenamt aber in den ſogenannten „Vokalkonzerten“ genießen, mit denen das Publikum, das ja gewöhnlich „aus Anverwandten und ſonſtigen Leidtragenden“ beſteht, ſo ausgiebig beglückt wird. Manches ſchöne Auge würde ſich mit Thränen füllen, wenn die „Heldinnen des Konzertpodiums“ wüßten, wie merkwürdig oft

ihre vollendeten Kunſtleiſtungen von reſpektloſen Kollegen begutachtet werden. Da meint ein Jüngling: „Die Skatarie“ (Komm heraus, verworfner Bube, aus dem Nachtlager) hat ſie aber fein verhauen . . .“ und ein anderer: „Das Schneiderterzett (Trenne nicht das Band der Liebe, aus dem Nachtlager) war miſerabel . . .“ Der dritte meint ſchließlich: „Aber die Nähmaſchinenarie (O ſäume länger nicht, aus dem Figaro) war der Gipfel . . . Die reine Schwimmſchule!“ was ſich natürlich auf verunglückte Geſten beziehen ſoll.

Aber die Damen werden ſich zu tröſten wiſſen; wenn man auch „ihr metallreiches Organ“ oder „ihre paſtoſe Altſtimme“ nicht anerkennt, ſie kennen ihren eigenen Wert zu gut: Selbſt viel berühmtere Kolleginnen müſſen ſich manches ſagen laſſen. Heißt es doch ſogar:

„Der Menſch vergöttre die Sucher nicht.“

So wollen auch wir ſchließen. Überhaupt: Jener Maler, der an dem Abend, von dem ich anfangs erzählte, die Muſikgeſpräche mit wirklicher Muſik unterbrach, wußte ganz gut, daß man über Muſik nicht reden ſoll. Denn das

„Ende vom Liede“ iſt ja doch: „Die Muſik iſt die wahre Weltſprache, die überall verſtanden wird“ und „Lieder ohne Worte ſind die wahre Muſik!“

Das parlamentariſche Modewort.

Die „parlamentariſchen Frühſchoppen“ des „eiſernen Kanzlers“, der jetzt als „Einſiedler in Friedrichsruh“ oder als „der Alte im Sachſenwald“ von den Thaten ſeines ſturmreichen Lebens ausraſtet, gehören der Geſchichte an. Manches Wort aber ſchwirrt noch umher in den Geſprächen unſerer Reichsboten und in der Preſſe, das in den heiligen Hallen des „Hauſes in der Wilhelmſtraße“ im Tabaksgewölk und beim Klappen der Humpendeckel zuerſt geprägt ſein mag.

Auch der „intimſte Feind“ jenes fürſtlichen Gaſtgebers, „die kleine Exzellenz“ Windthorſt, „die Perle von Meppen“, iſt dahin; und nur noch die Hiſtorie erzählt vom „Kulturkampf“ und den „Mai-Erlaſſen“, erzählt von den Händeln der beiden Gewaltigen, des kleinen „Welfen“ und des „altmärkiſchen Landedelmannes“.

Das „Stück weißen Papiers“ wird jetzt von anderer Hand beschrieben. Und gerade dieses Stück weißen Papiers, die Gefilde des Leitartikels, die von jeder rechtschaffenen Zeitung liebevoll und der Jahreszeit angemessen bestellt werden, ist es ja, auf dem das parlamentarische Modewort Frühling, Sommer, Herbst und Winter immergrün gedeiht.

Die gesamte Tagespresse ist in keiner Hinsicht so einhellig wie im Gebrauch der Worte, die der ewigen Lampe des Leitartikels das nötige Öl spenden. Die „brennenden Tagesfragen“ und die „großen Gedanken der Zeit“ und der berühmte „Strom der Gegenwart“, den der Staatsmann bekanntlich — „an der Stirnlocke fassen“ soll, alle diese Dinge lassen sich eben schwer erörtern, ohne in eine pointierte Form gebracht zu sein.

Welche Stimmungsworte und farbensatten Wortbilder stehen zum Beispiel dem bedauernswerten Redakteur zur Verfügung, der abends um elf Uhr, wenn andere Leute schlafen gehen, schaudernd einsieht, daß er der Welt schleunigst noch einen Leitartikel über die „orientalische Frage“ schenken muß.

Der Morgen steigt rosenfarben empor. Hunderttausend Hände greifen nach dem modernen

orbis pictus, hunderttauſend Herzen ſind bewegt von dem morgenländiſchen Zauber, der goldig die erſten Zeilenſäulen ihres geliebten Morgenblattes umzittert. Trunken ſehen ſie ihren Geiſt geführt nach dem „minaretenreichen Stambul“, ſchaudernd ſehen ſie ſich inmitten der „jüngſten armeniſchen Greuel, entrüſten ſich über den „kranken Mann“ im „Yildiz-Kiosk“ und finden dieſen „Fanatismus“ unter dem „ewig heiteren Himmel“ „am goldenen Horn“ unbegreiflich. Ernſt ſchütteln ſie das Haupt über „den Winkel in der Türkei“ und befürchten „die Aufrollung der orientaliſchen Frage“ als nahe bevorſtehend. Schuld an allem ſind natürlich die „Serailwirtſchaft“ einerſeits und die „jungtürkiſchen Umtriebe“ andererſeits. Unter allen Umſtänden aber iſt man darin einig, daß dieſe „unausgeſetzten Balkanwirren“ uns doch eigentlich „Hekuba“ ſind, und daß „dieſe neueſte Verlegenheit der Pforte“ — mit Bismarck zu reden — „die Knochen eines pommerſchen Grenadiers nicht wert ſei“.

Höchſt befriedigt iſt man von der Feſtſtellung des Herrn Verfaſſers aber, daß die Sphärenharmonie des „europäiſchen Konzerts“ und „das Gleichgewicht der Mächte“ nicht geſtört iſt. Aller-

dings ſei der „Horizont umwölkt“; jedoch ſind ſo viel „Ponderabilien des Weltfriedens“ vorhanden, daß der traditionelle „bewaffnete Friede“ erſcheint geſichert.

Ebenſo reichhaltig iſt das Arſenal gezogener Wendungen, mit denen die Herzen der Leſer in Brand geſchoſſen werden, wenn es ſich um die Fragen des „Dreibundes“ oder „der franko-ruſſiſchen Allianz“ handelt. Man „blickt beſorgt nach der Newa“, lächelt über die „Revancheſchreier“ „an der Seine“ und tadelt die „Schaukelpolitik“ des „engliſchen Vetters“ „John Bull“ „jenſeits des Ärmelmeers“ ... Man ermahnt die „leitenden Staatsmänner“, zu ſorgen, daß der „Draht nach Petersburg nicht reiße“ ... Denn die Schrecken eines „Krieges nach zwei Fronten“ ſeien bei der „heutigen Ausbildung der Feuerwaffen“ noch folgenſchwerer als früher. Man erinnert an die „letzte Entrevue von Kronſtadt“ und den bekannten „Funken, der nur in das Pulverfaß zu fallen brauche, um.“ —

Auch die neueſte oſtaſiatiſche Weltgeſchichte hat uns ſchöne Neuigkeiten geſchenkt. Der „Platz an der Sonne“, die „gelben Brüder“ und die „Weltpolitik“, die „Abenteuer“, (in die wir nicht hineindampfen,) und „Kiaotſchau“ das herrliche

fröhliche Wort, haben wir unſerem Lexikon einreihen dürfen.

Sagt, was konnte ein Redakteur mit Kiaotſchau alles beginnen: bis in die Orthographie hinein ließ es die Fackel ſeiner Gelehrſamkeit leuchten.

Die für den Inhalt einer Zeitung verantwortlichen Redakteure ſtehen bekanntlich immer mit dem einen Bein vor dem Schöffengericht und mit dem anderen im Reichstag. Sie verrichten ihre Arbeit im Zeichen des fröhlichen § 11 des Preßgeſetzes, der ihnen für die bloße Unterlaſſung einer „Berichtigung“ mit den fürchterlichſten Strafen winkt. Aber auch ſchon die Vergeßlichkeit des Setzerknaben, der die Zeile, welche Firma und Erſcheinungsort angiebt, herausfallen läßt, kann ihnen peinliche Buße auferlegen. Unter Umſtänden wird ihrer Sünden Maienblüte ſo üppig, daß ſie vor den immer ſchwerer werdenden Preßſtrafen ſich in die „Immunität des Reichstags“ zu flüchten beſchließen.

Der Leitartikel iſt der eine, die Reichstagsrede der andere Reſonanzboden des parlamentariſchen Modewortes. Der „parlamentariſche Ausdruck“ der nationalen und internationalen Ziele iſt ihrer beider Zweck.

Der Redakteur und die vierhundert Männer

mit dem „M. d. R.“ auf der Viſitenkarte ſind die verhätſchelten Lieblinge der „Hexe Politik“ und heimlich ſteckt ſie ihnen die Knallbonbons zu, aus denen der „öffentlichen Meinung“ Worte wie „Umſturz“, „Septennat“, „uferloſe Flottenpläne“ und die „notleidende Landwirtſchaft“ vor die Füße fallen.

Selbſtverſtändlich muß jeder, der in den Reichstag will, mit einem „Programm“ „vor die Wähler hintreten“. Palaſt und Hütte werden ermahnt: „Wählt Neumann!“ Der „Wahltag“ graut auf. Die Wähler kommen und „treten an die Wahlurne“, aus der dann unter Umſtänden erſt nach einer „Stichwahl“ demnächſt der Name des neuen „Reichsboten“ emporſteigt.

„M. d. R.“ aber geht in den Reichstag und hält dort alsbald entweder „vor dichtgefülltem Hauſe“ oder „vor leeren Bänken“ ſeine „Jungfernrede“, die unter Umſtänden „Epoche macht“ oder „unter der allgemeinen Unruhe des Hauſes wirkungslos untergeht“.

Selbſtverſtändlich legt „M. d. R.“ alsbald ſeine Hand auf die „Klinke der Geſetzgebung“, indem er einen Geſetzentwurf auf elektriſche Beleuchtung der Oſtſeeküſte oder Anlegung von Reichsradfahrerſtraßen einbringt. Es „nimmt

Stellung“ für oder gegen die „oſtelbiſchen „Agrarier“, hat ſeine wohlbegründeten Anſichten über „Liebesgaben“, „Brühl'ſche Schulpaläſte“, „Bodenreform“, „Bimetallismus“ und läßt ſein Herz ſchlagen für oder wider „Schlotjunker“ und „Kohlenbarone“, nicht zu vergeſſen: die „Ritter ohne Ar und Halm,“ und die „Hakatiſten.“

Am meiſten am Herzen liegt ihm aber „die ſoziale Frage“. Die „volkswirtſchaftlichen Theorien“, die Probleme des „Arbeiterſchutzes“ des „Lohnkampfes“ weiß er ebenſo gut zu beleuchten, wie er es verſteht, gelegentlich mit dem „roten Geſpenſt“ oder dem „Tritt der Arbeiterbataillone“ ſeinen Hörern einen Schauer nach dem anderen über den Rücken zu jagen.

„Schutzzoll“ und „Freihandel“ weiß er in ihrem wahren Wert gegeneinander abzumeſſen. Beſonders gern „ſchneidet“ er die „Währungsfrage an“: das iſt ſeine Jugendliebe. Schimmernd werden die Schätze ſtatiſtiſcher Weisheit ausgebreitet, und die „Gold- und Silberproduktion“ ſeit Anfang der Weltgeſchichte wird tabellenförmig den zerſchmetterten Hörern aufgemacht: raſſelnde Zahlenketten läßt er zu Boden fallen, die Luft ſchwirrt von Statiſtik, jetzt beginnt er die „Golddecke“ der Erde zu unterſuchen, er weiſt

nach, wo ſie dünn, wo ſie noch dünner, und ſogar wo ſie durchlöchert iſt, er legt ſein Material „auf den Tiſch des Hauſes“ nieder . . . tiefgebeugt verlaſſen die Hörer den Saal. Aber er redet weiter: er ſpricht ja „zum Fenſter hinaus“, damit es „im Lande gehört wird“. Alſo redet er drei Stunden und hat den Triumph, die „lex Neumann“ wird angenommen, nicht ohne daß ſich das „hohe Haus“ dem „Hammelſprung“ hat unterziehen müſſen.

Mit begreiflichem Vergnügen ſieht er ſeine Thaten im amtlichen ſtenographiſchen Bericht gemeldet, in dem einem „Beifall links“ meiſt ein „Ziſchen“ oder eine „Unruhe rechts“ zu entſprechen pflegen. Wie aber verklären ſich ſeine Züge, wenn er zwiſchen ſeinen Worten die Thatſache („Große Heiterkeit“) beſcheinigt findet; ſehr verblüfft aber ſoll der Herr Abgeordnete geweſen ſein, dem der Druckfehlerteufel als Schlußwirkung ſeiner gedankenreichen Rede („Große Heiſerkeit“) nachſagte.

Das parlamentariſche Modewort iſt interfraktionell, und jeder neue Typ auf dieſem Gebiet wird von der ganzen Nation dankbar begrüßt. Es hat wohl den größten Abnehmerkreis, und die meiſten davon gehen ſogar in den Wortſchatz

des Hiſtorikers über, wie wir denn das parlamentariſche Modewort bis in die älteſten Zeiten verfolgen könnten, wenn wir nicht in dieſem blühenden Thale der Sonntagsgermaniſtik ängſtlich das Wort vermeiden wollten, welches wir in ſeiner abſoluten Form bisher ängſtlich vermieden haben, und welches das älteſte und noch immer ewigjunge parlamentariſche Modewort iſt, das Wort: „Politik . . .“

Das litterariſche Modewort.

Das litterariſche Modewort! — Zweckmäßig beginne ich meine Ausführungen mit dem Geſtändnis, daß es nicht in meiner Abſicht liegt, mit jener geiſtigen Gemeinſchaft anzubinden, der wir ſozuſagen die litterariſche Modeſprache verdanken, mit ihr, der hochanſehnlichen Kritik ...

Mir wird überhaupt feierlich zu Mute, indem ich mich anſchicke, die litterariſche Modeſprache zu erörtern. Es läßt ſich nämlich wirklich nicht im Ernſte beſtreiten, daß faſt in jedem literariſchen Modewort ein Stück „Zeitgeiſt“ feſtgelegt iſt. Und wenn morgen das litterariſche Modewort würde polizeilich verboten werden, ſo würde damit ein blütenſchwerer Zweig deutſcher Sprache abgeſägt ſein: „Der lyriſche Duft“, „die epiſche Breite“ und leider auch „die dramatiſche Wucht“ würden unſer an ſich ſchon ſo proſaiſches Daſein nicht mehr ſchmücken.

Man darf dem litterariſchen Modewort gegenüber alſo feierlich geſtimmt ſein. Es iſt doch die Sprache unſerer ſtets infalliblen Kunſtrichter. Es iſt doch die Sprache des modernen Menſchen, wenn er ſich „gebildet unterhält.“

Es iſt die Sprache, die ſich in litterariſch bewegter Zeit zu mehren pflegt, die Sprache der weithin hallenden Worte, die wie eine Waldkloſterglocke dem Suchenden Pfad und Ziel durch das Dickicht des deutſchen Dichterwaldes weiſen ſollen, die Sprache, an der ſich ſelbſt trockene Seelen feurig entzünden . . .

Das litterariſche Modewort unſerer Tage zeichnet ſich durch eine gewiſſe Prägnanz aus, die den älteren leider nicht anhaftet.

Bekanntlich darf man unſere modern litterariſche Entwickelung gewiſſermaßen ein aus dem Ozean des Epigonentums aufgeſtiegenes holdes Märcheneiland nennen, deſſen Gipfel dicht beſiedelt ſind und jene Namen tragen, die ſich der Endung „—ismus“ erfreuen . . .

Die ehrwürdigen Namen „Idealismus“ und „Materialismus“ ſind ja hochbetagt. Aber der „Realismus“, das heißt im heutigen Sinne! Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein.

Ja! der „Realismus“! Und der Held von

geſtern, der „Naturalismus“! Es klingt ſo gebildet. „Und erſt dieſe realiſtiſchen oder vielmehr naturaliſtiſchen Stücke . . .“ Wie grenzenlos kann man ſich dafür begeiſtern, wie hoch ſich dagegen entrüſten! Das Merkwürdige iſt nur, daß Keiner ſo recht weiß, was er ſich unter dieſen „—ismen“ wirklich vorſtellen darf. Es ſind nämlich noch nicht „Die Knaben alle . . .“

Es giebt da nämlich noch einen gewiſſen „Symbolismus“ ſowie einen ganz ungewiſſen „Myſtizismus“, einen wunderſchönen „Japonismus“, einen tiefgründigen „Theoſophismus“, — jetzt kommen wir ſchon zu den höheren „ismen“ — einen hochfeinen „Impreſſionismus“, einen „Altruismus“, und ſchließlich haben wir als Saiſonneuheit den „Satanismus“ ſowie den „Senſitivismus“, der demnächſt ſeine umwölkten Gipfel entſchleiern wird . . .

Angeſichts dieſer Fülle weltbeglückender Worte ſpricht man noch immer von der „modernen Richtung“! Als ob es überhaupt eine gäbe. Es giebt viele!

Aber was ſchadet das! Wir ſind heutzutage jedenfalls ungemein litterariſch . . . Und wir brauchen dieſe Ismusworte. Sie ſind notwendig.

Und wir werden ſie uns nicht nehmen laſſen ... Sie ſind ſchön!

Der litterariſche Ton hat ſich entſchieden verfeinert. Wer ſchildert heutigen Tages noch ſeine Gefühle! Jeder vorgeſchrittene Staatsbürger ſpürt „Senſationen ...“ Man ſchreibt keine Erzählungen mehr, ſondern „Studien“ und „Seeliſche Zuſtände“. Jeder ernſte Autor iſt nicht mehr mit ſeinem Stoff beſchäftigt, ſondern mit „Problemen“. Er ergründet auch nicht mehr etwa Charaktere und Leidenſchaften, ſondern er iſt beſorgt um die „Analyſe“ der menſchlichen „Triebe“ und „Inſtinkte“. Er findet auch nicht mehr die Löſung des Konflikts — das wäre „alte Schule“ —, ſondern man findet „die Formel“. Man ſchreibt auch nicht mehr „individuell“, ſondern man giebt der Sache „die perſönliche Note“. Und wer ein rechter Künſtler ſein will, der ſchildert uns nicht nur die Seelenkämpfe ſeiner Geſtalten, ſondern er giebt uns auch ihr „Milieu ...“

Milieu! — Was wären wir heute ohne das „Milieu“! — O Zola! —

Der Verleger des Buches ſtellt jedoch dann meiſt noch an den verblüfften Autor das Anſinnen, daß der „Vorwurf“ auch „aktuell“ ſei.

Der Autor weiß ſich aber raſch zu faſſen und verſichert, daß der Stoff nicht nur „aktuell“, ſondern ſogar „pathologiſch“, ſtellenweiſe ſogar auch „pſychopathiſch“ ſei. Der Verleger ſtrahlt und läßt das Buch umgehend drucken.

Wenn es nun glücklich „ſoeben erſchienen“ iſt und als „intereſſante Novität“ in den Schaufenſtern „ausliegt“, wird es alsbald „beſprochen“. Der Autor iſt nun oft „mit einem Schlage berühmt“ oder —

Ja, oder man tadelt ſtreng „die plumpe Machе“, ſieht in dem harmloſen Werke „einen Senſationsroman ſchlimmſter Sorte“, ein Werk „im Stil der Marlitt“, einen „wahren Hintertreppenroman . . .“ Wenn man aber loben will, dann jubeln Viola, Baß und Geigen. Man preiſt über die Maßen „die blühende Diktion“, den „echten Hauch warmer Empfindung“ ſowie ganz beſonders den „warmen Pulsſchlag modernen Lebens . . .“ Man ſtaunt über „die ſouveräne Beherrſchung des ſchwierigen Stoffes“, man bewundert die „intuitive Erfaſſung des eigenartigen Konflikts“ und den „Reiz des epiſodiſchen Beiwerks.“ Man erkennt ſchließlich wohlwollend an, daß das Werk „eine Zierde für jeden Weihnachtstiſch“ oder „zwar für höhere Töchter nicht

geeignet wohl aber eine geſunde Lektüre für jeden ernſt und modern empfindenden Mann ſei . . .“ Oft aber findet der liebenswürdige Kritiker auch, daß das Buch ein Werk ſei, das „jeder Vater ſeinem Sohn, jede Mutter ihrer Tochter unbedenklich in die Hand geben kann!“

Wird jedoch urbi et orbi verkündet, daß in dem Autor „uns endlich einmal wieder ein Humoriſt vom Geſchlecht der Boz, Reuter nnd Gottfried Keller erſtanden ſei“, dann darf der glückliche Herr getroſt einen zweiten, ganz ſchlechten Roman verüben. Denn er iſt und bleibt der „gefeierte Romancier“, „deſſen Werke in keinem deutſchen Hauſe fehlen dürfen . . .“

Man findet in den Blättern alsbald auch das Bild von Herrn X. oder von Herrn „X. X. in ſeinem Arbeitszimmer“, in dem er dann meiſt mit kummervoller Miene an ſeinem Schreibtiſch brütend ſitzt.

Man kann es ihm ſchließlich nicht verdenken, wenn er nunmehr auf die Lorbeeren der Bühne bedacht ſein wird. Er ſchreibt alſo entweder — nicht etwa ein Luſtſpiel — ſondern eine „Komödie“, oder — nicht etwa ein Trauerſpiel — ſondern eine „Tragikomödie . . .“

Das Stück wird natürlich angenommen und,

nachdem es den „Rotſtift des Cenſors“ paſſiert, unter Mitwirkung des Autors, der „ſoeben aus Itzehoe zu den letzten Proben eingetroffen iſt“, einſtudiert!

Eines Tages haben wir dann die „Premiere . . .“ Die „Premiere!!!“ Ich brauche wohl nichts hinzuzufügen.

Schon nach dem erſten Aufzug „kargt“ das Publikum nicht mit ſeinem Beifall. Der zweite entfeſſelt „Beifallsſtürme bei offener Szene“. Am Schluſſe des dritten bringt das Publikum „dem Dichter ſtehend begeiſterte Ovationen“; „der im Hauſe anweſende Autor“ verbeugt ſich „an der Hand des ſchmunzelnden Direktors“ und „darf zahlloſen Hervorrufen Folge leiſten“.

Die Zeitungen winden ihm am nächſten Tag den Lorbeerkranz und ſtellen einſtimmig feſt, daß der Beifall „ſtürmiſch“, „jubelnd“, „toſend“, „frenetiſch“ oder „rauſchend“ war.

Aber oft läuft es anders aus. Das Publikum lehnt das Stück ab. Der „aufdringliche Beifall der zahlreich erſchienenen Freunde des Autors“, ſelbſt „eine vorlaute Claque“ „vermag über den wahren Wert des Stückes nicht zu täuſchen . . .“ Die „grobe Situationskomik“, die „blaſſe Theatralik“, „die fadenſcheinige Handlung“ und die

„mangelnde Kenntnis der gewöhnlichſten Geſetze der Bühne“ enttäuſchen das Publikum, und die Morgenzeitungen äußern ſich bedauernd dahin, daß „das Stück gegen die novelliſtiſchen Arbeiten des beliebten Erzählers einen entſchiedenen Rückſchritt bedeutet“.

Unter Umſtänden knüpfen ſich noch ſchmerzhafte Impromptus an die Thatſache, daß der hingerichtete Autor ſeines Stückes Aufzüge nicht Akte, ſondern „Vorgänge“, und ſeine Figuren nicht Perſonen, ſondern „handelnde Menſchen“ genannt hat . . .

Der Autor aber iſt ein Mann des „fin de siècle“.

Fin de siècle! Es war eine der Totenglocken, mit denen man um die Wende des Jahres 1890 die „alte Richtung“ zu Grabe läutete. Damals gehörte es zur Sprache von morgen, heut gehört es längſt zur Sprache von geſtern. Es iſt merkwürdig wie ſchnell heut literariſche Modeworte verbraucht werden. Fin de siècle . . .

Alſo der Autor iſt ein Mann des fin de siècle. Er weiß, daß niemals das erſte, ſondern immer das zweite Stück erſt über einen Dramatiker entſcheidet, und es ſchmerzt ihn nicht allzu heftig, daß ſein Erſtling nur „einmal hinter einander aufgeführt iſt!“ —

Er weiß ja außerdem als glühender Verehrer des großen Friedrich Nietzsche, daß solche Mißerfolge „menschliches Allzumenschliches“ sind, und als Dichter und „Übermensch“ sieht er hohnlächelnd auf jene dumpfen „Sklavenwesen“ herab, die sich niemals zu seiner „Herrenmoral“ werden aufschwingen können.

Er rächt sich alsbald mit einem dreibändigen Roman, dem er den diffizilen Titel „Grüne Geschichten“ oder „Blaue Novellen“ giebt, und bleibt schließlich doch der „gefeierte Liebling aller Gebildeten der Nation . . .“

Eine litterarische Modesprache hat es überall gegeben, wo es eine blühende Dichtung gab. Es würde dem Kundigen nicht schwer fallen, aus der ars poëtica des Quintus Horatius und dem graziösen Gedicht des Boileau manches herauszusieben. Und erst am Ausgang des vorigen Jahrhunderts blühte das litterarische Wort fast so üppig wie heute. „Aufklärung!“ „Rückkehr zur Natur!“ war das Feldgeschrei. Und gar die „Genies“ aus den Tagen des „Sturm und Drang“ und die litterarische Sprache der jungen Goethe, Lenz und Klinger, die der ernsten und sonoren Prosa des Hamburger Dramaturgen Lessing folgte.

Der trunkene Sprachrauſch der jüngſten Lyrik, die von Blumen ſpricht, „die im Stehen ſchlafen,“ von „knieenden Seelen“ und „glühen Düften“ — er fällt nicht unter das litterariſche Modewort: er muß mit einem anderen Maße gemeſſen werden, sub specie aeterni gewiſſermaßen, oder, um noch ein litterariſches Modewort zu gebrauchen, er muß gewürdigt werden nach den Geſetzen der „Wahrheit und Schönheit . . .“

Denn er ſteht: „Jenſeits von Gut und Böſe . . .“

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S

Gesammelte Werke.

Fontane, Theod., Gesammelte Romane und Erzählungen. Ausgabe in 12 Bänden. geh. M. 24,—, geb. M. 33,—

Inhalt.

L'Adultera. Roman aus der Berliner Gesellschaft. — **Ellernklipp.** Nach einem Harzer Kirchenbuch. — **Graf Petöfy.** Roman. — **Unterm Birnbaum.** Erzählung. — **Schach von Wuthenow.** Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. — **Cécile.** Roman. — **Grete Minde.** Nach einer altmärkischen Chronik. — **Vor dem Sturm.** Roman aus dem Winter 1812 auf 13. — **Irrungen Wirrungen.** Berliner Roman. — **Stine.** Berliner Sittenroman. — **Kriegsgefangen.** Erlebtes 1870.

Der letzte Band der gesammelten Romane ist mit dem Bilde des Verfassers in Photogravüre geschmückt.

Hoffmann, A. H. v. Fallersleben, Gesammelte Werke. Herausgegeben von H. Gerstenberg. Mit dem Bildnis des Dichters, gestochen von Weger. Acht Bände.

geh. M. 25,—, geb. M. 33,—.

Erster Band: Lyrische Gedichte.
Zweiter „ Lyrische Gedichte. Kinderleben. Die vier Jahreszeiten.
Dritter „ Lyrische Gedichte. Volksleben.
Vierter „ Zeitgedichte. Unpolitische Lieder. Lieder aus der Schweiz. Kleinere Ausgaben der Zeitgedichte 1843 und 1844. Mit Faksimile von „Deutschland, Deutschland, über alles".
Fünfter „ Zeitgedichte. Kleinere Ausgaben der Zeitgedichte. Nachgelassenes. Streiflichter.
Sechster „ Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche.
Siebenter „ Mein Leben.
Achter „ Mein Leben. Nachträge.

Lindau, Rudolf, Gesammelte Romane und Novellen. Sechs Bände. geh. M. 18,—, geb. M. 24,—.

Prachtausgabe geb. M. 36,—.

Im Park von Villers — Gordon Baldwin — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben — Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde — Robert Ashton — Glückspendel — Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidiert — Der Fehler — Treu bis in den Tod — Reisegefährten — Der Gast — Zwei Seelen. — Der letzte Band der gesammelten Romane ist mit dem Bilde des Verfassers in Photogravüre geschmückt.

3 2044 050 689 264